

Peter Schleuning – Fanny Hensel, geb. Mendelssohn

(Europäische Komponistinnen, Bd. 6)

Vorwort der Herausgeberinnen

»Wärscht Du ein Mann oder nicht meine Schwester...«

Bruder und Schwester – ein ungleiches Paar

»Kannst Du Dich dem allgemeinen Schicksal
Deines Geschlechts entziehen, das nun
einmal seiner Natur nach
die zweite Stelle in der
Reihe der Wesen bekleidet?«

Heinrich von Kleist an seine Schwester Ulrike von Kleist

Wir fragen nach der Schwester – und beginnen doch sogleich über die Brüder zu sprechen. Überall. Wenn man in der Hamburger Staatsbibliothek in den achtziger Jahren unter dem Stichwort »Schwester« nachschauen wollte, gab es den Hinweis »siehe Bruder und Schwester«. Könnte klarer zum Ausdruck gebracht werden, dass das Leben von Frauen so sehr in das Leben ihrer Brüder hineinverwoben ist, dass sie nur als »Schwester von« zu denken sind, ein Nachdenken über sie nur über das brüderliche Bewusstsein ermöglicht wird? Sie selbst also, zwar gestützt und eingespannt in ein Netz aus Bezügen und Beziehungen, sowohl für die Familien- als auch für allgemeine Geschichte nicht von Belang zu sein scheinen? Oder solange von Belang, wie sie für die Familie von Nutzen sind? Ein Echo von Otto von Bismarcks Brief an seine Schwester Malwine ist vielfach in Briefen des 18. und 19. Jahrhunderts erklingen: »Wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder

haben und obendrein unverheiratete, sich rücksichtslos verheiraten!« Wie rücksichtslos, die Brüder im Stich zu lassen. Auch Jacob Grimm schrieb über seine Schwester – die auf Reproduktionen des berühmten Grimm-Portraits übrigens häufig abgeschnitten wird: »Unsere einzige Schwester [...] verließ uns nach der Trauung, so dass wir drei anwesende Brüder jetzt wieder einen halbstudentischen Haushalt führen müssen.« Die Schwestern verschwinden in der Geschichtsschreibung, so wie auch niemand die Haushälterin oder Dienstmagd erinnert, die dem Künstler mit ihrer Arbeit den Rücken freihielt. Wenn wir also nach einer Schwester fragen, wo finden wir die Erinnerungen an sie?

In einer Studie zu Willemmina Jacoba van Gogh (1862-1941), der Schwester von Vincent, analysiert Renate Berger: »Der Wunsch, ein Leben zu erkennen, dessen materiell fassliche authentische Quellen unbeachtet oder in geringer Zahl erhalten blieben bzw. vernichtet wurden, fügt sich leicht der brüderlichen Legende oder mündet vorschnell in eine kollektive Geschlechter-Geschichte, die jedem weiblichen Leben zugrunde liegt, ohne es jedoch in seiner Besonderheit ganz verständlich zu machen; auch das kollektive ›Geschick‹ wird individuell erfahren.«

Das Werk der Brüder wird befördert, erinnert in Tagebüchern, Briefen, Autobiographien. Im Falle der Familie van Gogh sind 22 Briefe aus den Jahren 1887 bis 1890 von Vincent van Gogh an seine Schwester Willemmina Jacoba erhalten, Auszüge aus Briefen Theodorus van Goghs und ein Schreiben Joseph Roulins. Die Briefe Willemminas an ihren Bruder sind nicht mehr vorhanden, allein Photos, Zeichnungen und Gemälde geben Aufschluss über ihre Person. Sie erscheint nur im Spiegel, konstruiert über den Blick und die Erzählungen anderer:

»Wärest du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen«, schreibt der 21jährige Heinrich von Kleist an seine Schwester Ulrike (1774-1849). Aber Ulrike ist kein Mann, der zweite Platz ist für sie in der Familienaufstellung eine Selbstverständlichkeit.

Bei Geschwistern erscheinen die Dichotomien von Begabung und Erziehung, von Vererbung und äußerem Einfluss wie in einem Reagenzglas als Versuchsanordnung. Im Falle der Mendelssohns, dem berühmtesten und wichtigsten komponierenden Geschwisterpaar der Musikgeschichte gilt das in ganz besonderem Maße, zudem ist die Quellenlage phänomenal gut: Zu Anfang kennt die Förderung keine erste und zweite Stelle im Familienverbund. Beide

Kinder erhalten schon früh eine exzellente Ausbildung und gelten als hochbegabt, beide lernen die Musik Johann Sebastian Bachs kennen und lieben, beide erhalten Klavierunterricht bei Marie Bigot-Kiéné und Ludwig Berger, beide erhalten Musiktheorie und Kompositionsunterricht bei Carl Friedrich Zelter. Am 11. Dezember 1819 schreibt Fanny Mendelssohn ihre erste Komposition – ein Geburtstagslied für den Vater – und drei Jahre später findet die erste Sonntagsmusik statt, für die der Vater ein kleines Orchester engagiert hatte und Fanny und Felix auf dem Klavier vorspielten. Beide Kinder hören in diesen Konzerten nicht nur eine Fülle an zeitgenössischer Musik, sie kommen auch mit der musikalischen Elite Berlins in Kontakt und haben die Gelegenheit, eigene Kompositionen einem erlesenen Publikum zu präsentieren.

Ein absolut paralleler Lebensweg, engagiert begleitet und geprägt von der Mutter, die beiden Kindern die gleiche musikalische Erziehung angedeihen lässt. Aber mit zunehmendem Alter übernimmt der Vater die Erziehung – und da beginnen sich die Wege zu trennen: Schon früh äußert der Vater, Fanny sei vielleicht doch nicht so begabt wie ihr Bruder und schreibt 1820 einen der demotivierendsten Briefe an seine fünfzehnjährige Tochter: »Die Musik wird für ihn [= Felix] vielleicht Beruf, während sie für Dich stets nur Zierde, niemals Grundbaß Deines Seins und Tuns werden kann und soll; ihm ist daher Ehrgeiz, Begierde, sich geltend zu machen in einer Angelegenheit, die ihm sehr wichtig vorkommt, weil er sich dazu berufen fühlt, eher nachzusehn, während es Dich nicht weniger ehrt, dass Du von jeher Dich in diesen Fällen gutmütig und vernünftig bezeugt und durch Deine Freude an dem Beifall, den er sich erworben, bewiesen hast, dass Du ihn Dir an seiner Stelle auch würdest verdienen können. Beharre in dieser Gesinnung und diesem Betragen, sie sind weiblich, und nur das Weibliche ziert die Frauen.« – Der Brief ist ein Paradebeispiel für den unerbittlichen, sanften Zwang, mit dem das überschäumende Talent gebändigt und gezüchtigt werden sollte.

Welch Talentvergeudung, welch Deformation. – Fanny schreibt 1829 mit kühler Ironie: »Daß man [...] seine elende Weibsnatur jeden Tag, auf jedem Schritt seines Lebens von den Herren der Schöpfung vorgerückt bekommt, ist ein Punkt, der einen in Wut, und somit um die Weiblichkeit bringen könnte, wenn nicht dadurch das Übel ärger würde.«

Bruder und Schwester werden nach unterschiedlichem Maß gemessen, man erkennt, welch überwältigenden Einfluss Ausbildung, Förderung, liebevolle Zuwendung, Vertrauen auf den

Entwicklungsweg eines Menschen haben. Dass Fanny und Felix dabei ein starkes inneres Band aneinanderkittete, sich ihr Leben lang gegenseitig Kompositionen vorlegten, in einem regen Briefwechsel standen und die innigsten gegenseitigen Ratgeber waren, steht außer Zweifel und ist ein Zeugnis für die Kraft, die das Herz zu entwickeln vermag. Doch auch Felix, nach dem Tod des Vaters das Familienoberhaupt der Familie, riet immer wieder vom Publizieren ab – und es ist frappant, dass dieses ablehnende Urteil schwerer wog als die Ermutigung von Mutter und Ehemann. Erst nach Fannys unerwartetem Tod kümmerte sich Felix um die Herausgabe einiger ihrer Werke und edierte op. 8 bis op. 11. Und gleichzeitig erscheint Fanny als zentrale Säule im Leben ihres Bruders, als geheime Kraft- und Inspirationsquelle, nach deren Tod ein Weiterleben auf merkwürdige Weise nicht möglich schien, so als sei mit Fannys Tod im Mai 1847 auch eine Lebensquelle in ihm selbst versiegt.

Annette Kreutziger-Herr und Melanie Unseld

Berlin/Hamburg, Herbst 2006

